

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 41 (1965-1966)
Heft: 7

Artikel: Reise-Erlebnisse aus aller Welt : wie ich auf eine Idee eines Jugendmuseums kam
Autor: Wehrli, Klara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079476>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Reise-Erlebnisse aus allen

Wer mich vor 42 Jahren kannte, hätte sicher nicht gedacht, daß ich einmal durch alle fünf Erdteile reisen würde. Damals weigerte ich mich, als junge Tochter, zum Französischlernen von zu Hause fortzugehen. Was hatte man nicht alles vom Welschen gehört: da sei alles anders, man müsse zu zweit in einem Zimmer hausen, die Madame erlaube nicht, daß man seine Freundin besuche, weil man dann nur schwizertütsch spreche usw. usw.

Schließlich ermannte ich mich. Meine Schwester war ja schon dort gewesen. Damals mußte man auch noch den Eltern «folgen». Vater und Mutter begleiteten mich. Das Mueti nahm noch Proviant mit, damit ich ja keinen Hunger leiden müsse auf der langen Bahnfahrt von zweieinhalb Stunden von Aarau bis Neuenburg. Als meine Eltern meinem Blick entschwunden waren, heulte ich los. Sie haben mir später erzählt, daß sie sich vorkamen wie Rabeneltern und die ganze Nacht fast kein Auge schlossen, weil sie ihr Kind so in die Fremde gestoßen hatten.

Mich hatte bei der Ankunft die Nichte der Madame liebevoll in ihre Arme geschlossen und bald getröstet. Am nächsten Morgen lag bei der Post meiner Eltern schon eine Karte aus Neuenburg mit dem Bericht: «Es ist mir vögeliwohl.» Dieses «vögeliwohl» wurde dann zu einem geflügelten Wort in der Familie. Als ich zehn Jahre später allein um die Welt reiste, nachdem ich bereits ohne Begleitung die USA und Brasilien durchquert hatte, hieß es: «Und dieses Mädchen wollte nicht einmal ins Welschland!»

Ich blieb nicht vor Modehäusern oder Bijouterien, wohl aber von jedem Reisebüro stehen, ich konnte mich an deren Auslagen, den Prospekten usw. nicht satt sehen. Die Vorfreude und das Planen sind für

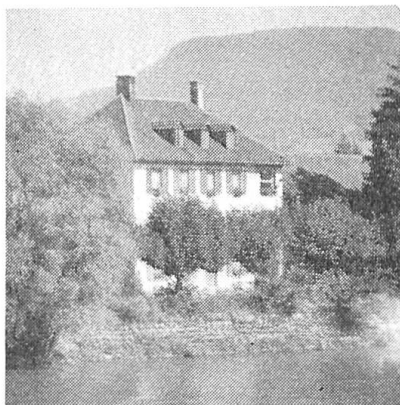
mich etwas vom Schönsten am Reisen. Ich habe den letzten Rappen zusammengespart, um jedesmal noch etwas weiter in die Welt hinauszufahren. Zu Weihnachten wünschte ich mir jeweilen einen Reisezustupf.

Damals logierte ich unterwegs meistens bei den Freundinnen junger Mädchen. Öfters schlief ich auch im Zug. So auch auf einer meiner ersten Reisen in Norwegen, damit mir das Geld noch bis Finnland reiche. Am Ende eines Wagens hatte ich mich in einem leeren Coupé der Länge nach auf eine Bank gelegt, den Kopf auf der Handtasche, und war sofort eingeschlafen. Plötzlich erwachte ich und sah vor mir eine große Dogge, die sich eben anschickte, mir liebevoll das Gesicht zu lecken, und hinter ihr, auf der anderen Bank, zwei schlafende Männer. Ich setzte mich auf, doch da saß der Riesenhund auch schon neben mir, um seine Liebkosungen anzubringen. Vergeblich versuchte ich, die beiden Mitreisenden zu wecken.

Wütend verließ ich das Abteil und suchte den Kondukteur. Der beruhigte mich, zeigte auf eine Tafel, die auf norwegisch besagte, das Coupé sei für Reisende mit Hunden reserviert. Doch stiegen glücklicherweise meine ungemütlichen Abteilgenossen bei der nächsten Station aus. Der Bahnbeamte sorgte dafür, daß das junge Mädchen, das so allein in seinem Land reiste und dessen Inschriften nicht verstand, im Hunde-Abteil ungestört weiterschlafen konnte.

Nach Amerika fuhr ich das erste Mal dritte Klasse auf einem Touristenschiff. Ich teilte eine Kabine mit drei Unbekannten. Einen Schrank gab es nicht. An den Betten waren die berühmten Näpfe angebracht. Ich war die einzige, die davon keinen

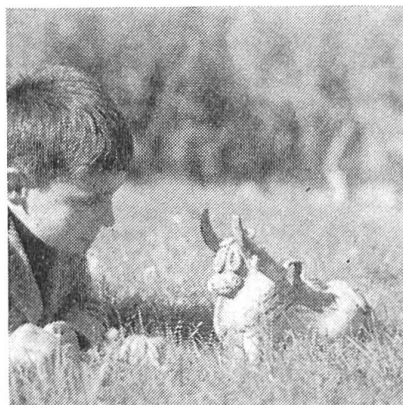
Das Museum an der Aarestasse
in Aarau



Die Autorin



Der peruanische Torito
Comet-Foto



Das Mohai-Abbild
Comet-Foto



Gebrauch machen mußte. Unter mir mußte eine Frau ständig erbrechen. Noch heute sehe ich, wie mein hübsches hellblaues Abendkleid über ihren Napf hinweg ununterbrochen hin und her baumelte und sich immer wieder ihrem Schwall näherte.

Auf dieser Reise erlebte ich gleich Windstärke 10. Man mußte sich im Bett festhalten, um nicht herunterzufallen. Beim Treppensteigen widerfuhr es mir, daß ich nicht mehr wußte, was unten und oben war. Glücklicherweise war ich auch später kein einziges Mal see- oder flugkrank.

Bange Minuten und freundliche Helfer

Nach dem Aufenthalt im Welschland folgte je ein Jahr in Rom und in Florenz, wo ich neben der italienischen Sprache noch Kunstgeschichte und Literatur studierte.

Sehr erfreut war ich, als junges Mädchen an einer vornehmen großen Einladung in der Villa Madama auf einem der sieben Hügel Roms teilnehmen zu dürfen, wo seinerzeit Napoleon logiert hatte. Ich hatte mir den besonders schönen toscanischen Akzent anzueignen versucht. Der Leser kann sich wohl vorstellen, wie beglückt ich war, als mich jemand fragte, ob ich aus der Toscana käme.

In Venedig bin ich im Museo moderno am Tag vor Weihnachten einmal eingeschlossen worden, weil ich das Schlußzeichen nicht beachtet hatte. Ich fürchtete, nun müßte ich die vier Feiertage hindurch im Museum verbringen, ohne Essen, ohne Wasser, ohne Schlafstätte. Die Fenster waren alle vergittert und vernagelt, ich konnte keines öffnen. Niemand hörte mich rufen, seit einer halben Stunde hatte ich keine Seele mehr angetroffen, kein Tür-

schloß gab nach ... Endlich hörte ich Schritte. Ich atmete auf. Es war ein Wärter. Sein Kollege habe, als er mein Rufen hörte, gemeint, es geistere. Da habe er noch einmal nachsehen wollen.

Auf dem Turm von San Marco konnte ich den Glockenraum nicht verlassen, als es gerade zu läuten begann. Abgesehen vom ohrenbetäubenden Lärm wußte ich kaum wohin, um mich vor den schwingenden Glocken zu retten, die mich fast getötet hätten. Von diesen Erlebnissen an habe ich mich bei jeder längeren Besichtigung eines Museums oder einer Kirche überall vergewissert, wie ich wieder herauskommen konnte.

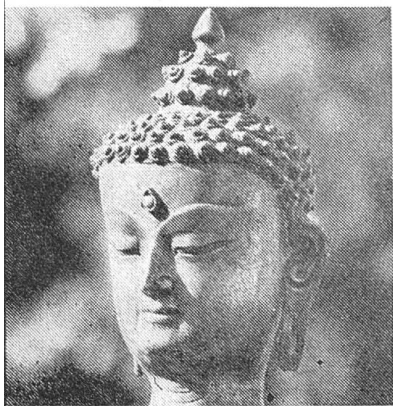
Das Schönste an diesem ersten Italienaufenthalt war, daß ich bereits erfahren durfte, wie hilfreich viele Leute einem begegnen, wenn man sich für ihr Land, seine Schätze und seine Kultur intensiv interessiert.

Vorsicht Diebe!

Besonders gerne reiste ich im Autobus, weil man da die Menschen am besten kennen lernt. Man sieht, wie die Einsteigenden Bekannte begrüßen, was sie auf einem Markt oder sonstwo gekauft haben und nun ihren Mitreisenden zeigen, hört, was sie einander erzählen.

In Mexiko setzte sich eine Einheimische mir gegenüber. Sie ließ eine Anzahl Hühner, Kopf nach unten an den Beinen mit einer Schnur angebunden, einfach auf den Boden fallen – auf meine Füße. Diese wurden nun eifrig von Hühnerschnäbeln traktiert. Beim nächsten Halt drängte ich zur Wagentür. Ein paar zweifelhafte Gestalten versperrten mir mit Absicht den Weg. Ich spürte, wie auch meine

Buddha aus Indien
Comet-Foto



Ghanesische Puppe
Comet-Foto



Schilfboot in Peru
Swiss-Foto, Lima



Handtasche, die ich an einem Schulterriemen trug, einer Fortbewegung heftig Widerstand leistete. Ich herrschte die Männer an: «Lassen Sie mich hinaus!» – und mit einem plötzlichen Ruck stieg ich aus dem Bus.

Da die Tragtasche mit einem zuoberst angebrachten, in Bogenform verlaufenden Reißverschluß versehen war, hatte dieser zum Glück nur einige Zentimeter geöffnet werden können. Der Inhalt war unversehrt. Ich atmete auf. Von manchen Erzählungen und Zeitungsberichten wußte ich, wie flink eine solche Gruppe operiert – um sich nach dem Raub zum Schein an der Suche nach dem Dieb zu beteiligen, der schon längst ausgestiegen ist.

In einem Bus an der Station von Chandigar fiel mir – vor etwa einem Jahr – ein Sikh auf, der sich besonders wichtig machte und mehrmals ein- und ausstieg. Plötzlich schlug er Lärm. Sein Geld war weg. Bald kam die Polizei. Es hieß, daß er vor aller Augen 800 Rupien in einer Brusttasche des offenen Kittels verstaute hatte. Zwischen etwa zwanzig Bussen drängten sich zahllose Leute hin und her. Auch mir war ein sehr eleganter junger Mann in europäischer Kleidung verdächtig vorgekommen. Er war mir immer auf die Füße gestanden, wohl damit ich hinunterschaue und sein Tun nicht bemerke. Nun war er im Gedränge nicht mehr zu finden.

Im Bus blickten alle besorgt auf mich. Ich merkte, daß sie von mir redeten. Ein netter Inder übersetzte mir: «Did he also steal something from the old lady?» Die Inder nehmen ohne weiteres an, Fremde trügen viel Geld auf sich. Ich erklärte meinem Nachbarn, ich hätte das meiste stets in Traveller Checks bei mir, die ohne Unterschrift nichts wert sind. Da sagten sie in rührender Bewunderung: «How wise she is, the old lady!»

Ich bin tatsächlich in den mehr als vierzig Jahren, seit ich die Welt bereise, nie bestohlen worden. Den Grund möchte ich allerdings kaum Weisheit, sondern ganz einfach Vorsicht, vielleicht gepaart mit ein wenig Intuition, nennen. Schon als junges Mädchen war mir von Eltern und Bekannten eingeprägt worden: «Paß immer auf deine Handtasche auf, wo dein Paß und so vieles drin ist, was du brauchst! – Kinder, ihr müßt das Geld nie alles am gleichen Ort tragen, auch nicht im Koffer!» Das Kleingeld hatte ich stets in einer Rock- oder Manteltasche, damit ich nicht ständig die Handtasche öffnen mußte.

In Spanien logiere ich meistens in reizenden Hotels: in den zugleich modernen und romantischen «Paradores», die das Franco-Regime im ganzen Land in restaurierten alten Klöstern und Schlössern errichtet hat. Dort gibt es kunstvoll gewobene Stoffe an den Wänden, handbemaltes Geschirr von althergebrachter Töpferkunst sowie – in wunderbaren Trachten – eine typisch altspanische, unaufdringliche Bedienung, die einem jeden Wunsch von den Lippen abliest. Man ist hier mehr als sicher.

Kurz nach dem Weltkrieg jedoch betrat in Granada nach mir ein schwedisches Ehepaar ein solches Hotel. Aufgeregt kommt der Mann auf mich zu: «Sehen Sie, was mir passiert ist! Hier: die Hose haben sie mir mit einem großen Rasiermesser aufgeschlitzt. Das schöne elegante Kleid ist zum Teufel. Sie haben glücklicherweise nichts erwischt. Es war bestimmt die Rache dafür, daß ich den beiden Zigeunerinnen kein Geld gab!» Diese hatten sich nämlich als Wahrsagerinnen beim Eingang postiert.

Auch mich hatten sie abgefangen. Sie geben nur Gemeinplätze von sich – so könnte ich auch noch wahrsagen! Dennoch habe ich ihnen etwas gegeben, um mich loszukaufen. In solchen Lagen ist das am gescheitesten. Sonst fehlt einem nachher gerade das Wichtigste.

Abenteuerliche Gemütlichkeit

Ich fuhr einmal auf dem Magdalena-Strom in Kolumbien nach Bogotá. Nach tagelangem Warten bestieg ich ein Schiff, das aussah wie der urälteste Dampfer aus einem Disney-Film. Ich sollte für mich allein eine Kabine und eine Dusche haben. Jedoch, welche Enttäuschung! Man führte mich zu einem dunklen Loch, in dessen Hintergrund an der Decke ein rostiges Ding schwebte, das sich als nicht funktionierende Dusche entpuppte. Das war die «Luxus-Kabine», die einzige auf dem Schiff. Der ganze «lujo» bestand darin, daß man – im Gegensatz zu den übrigen Passagieren – allein sein konnte. Das war immerhin etwas wert. Und die Reise war auch in der Luxus-Klasse unglaublich billig.

Auf dem ganzen Schiff habe ich einen einzigen Stuhl entdeckt, mit einem großen Loch in der Mitte. Unter den Bänken waren Säcke voller Waren. Ratten und Mäuse sprangen herum. Man hatte stets den Eindruck, das Schiff werde demnächst untergehen. Dazu war der Fluß voller Sandbänke.

Einmal hielten wir an, um eine Kuh zu kaufen. Alle Männer gingen an Land – ich auch. Ein Gaucho holte ein Tier ums andere mit dem Lasso aus der Herde, bis eines die allgemeine Zustimmung fand. Erst die dritte, vierte Kuh gefiel ihnen. Nun wurde zäh um den Preis gefeilscht. Als der Handel fertig war, erhielt ein jeder zwei, drei, vier Cajaça-Schnäpse. Das entspricht der südamerikanischen Gastfreundschaft, die ich in jeder Hinsicht immer wieder erfahren durfte. Das Schiff mußte lange hornen, bis der letzte Mann wieder an Bord war. Nun hielten wir täglich an, um Gras zu mähen für die Kuh, die nach einigen Tagen geschlachtet wurde, um unsere Verpflegung zu bereichern.

Ich liebe diese Art zu reisen: primitiv, langsam. Nur so lernt man Land und Leute kennen. Ich liebe auch diese Menschen, die noch nicht der Hetze unserer Zeit verfallen sind und der Jagd nach dem Geld. Sie erzählen mir von ihren Sitten und Bräuchen und ihre Legenden, die mich ganz besonders faszinieren.

Allerdings bin ich damals gleichsam mit knapper Not um ein weniger angenehmes Erlebnis herumgekommen. Das erfuhr ich eine Woche später in Bogotá. Das Schwesterschiff vom selben Kurs, das jetzt hier ankam, war von Banditen überfallen worden. Diese hatten eine Anzahl Leute getötet und die Passagiere bis aufs Hemd aller Effekten beraubt. Wenn ich dann auf der Straße mit meinen Bekannten Leute antraf, die nicht recht zu ihren tadellosen Kleidern zu passen schienen, fragten wir uns jeweils unwillkürlich, ob sie sich wohl auf dem Diebsmarkt eingedeckt hatten.

Im Mato Grosso war ich einmal auf einem ähnlichen vorsintflutlichen Schiff. Vierzehn Tage dauerte die Fahrt, von Corumbá nach Cujabá. Hier war ich der einzige weiße Passagier. Im Wasser Krokodile und die gefährlichen Fische, die Piranhas, auf den Sandbänken und an den Ufern Straußen und abermals Krokodile. Rosa Wolken von Flamingos flogen vor uns her. Herrliche Sonnenuntergänge. Stunden-, tagelang kaum eine Siedlung.

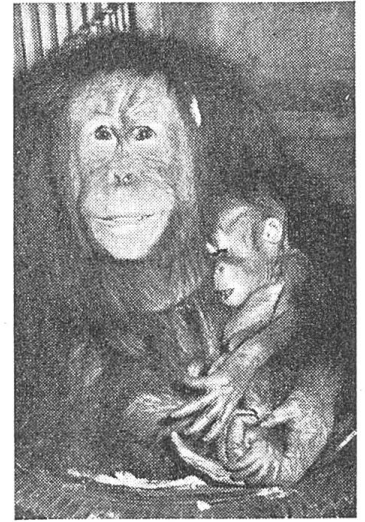
Über allem lag eine feuchte Hitze. Die Hauptmahlzeit bestand aus dem brasilianischen Nationalgericht der Fejoada: Reis mit Gemüse, Fleisch und schwarzen Bohnen. Es wurde von einem Neger serviert, dessen Schweiß ununterbrochen in die große Platte auf unser Essen niedertropfte. Das Mädchen, das den Kaffee auftrug, tunkte jeweils sei-

Bedrohte Tierarten

Von Wolfgang N. Naegeli, in Zusammenarbeit mit dem World Wildlife Fund

Der Orang-Utan

lebt als Einzelgänger in den Baumkronen der Urwälder. Er wird bis 1,90 Meter gross, das Weibchen ist bedeutend kleiner. Mit seinen überaus langen Armen hangelt er sich von Ast zu Ast. Wenn er aufrecht steht, kann er mit den Fingerspitzen die Fussknöchel berühren. Seine relativ kurzen Hinterbeine benutzt er zum Festhalten. Der aufrechte Gang am Boden bereitet ihm grosse Mühe. Jeden Abend baut er sich aus Zweigen und Blättern in acht bis fünfzehn Meter Höhe ein Schlafnest. Der malaisische Name Orang-Utan bedeutet «Waldmensch» und wird nur von den Europäern gebraucht. In Indonesien heisst dieser Menschenaffe «Meias».



Einst lebten auch auf dem asiatischen Festland Orangs, heute gibt es ihrer kaum mehr 3000 auf Borneo und Sumatra. Daran ist nicht etwa mangelnde Lebenskraft der Art schuld, sondern die fortschreitende Zerstörung des Urwaldes und die grosse Nachfrage der Tierhändler und Zoologischen Gärten nach Orangs.

Seit einiger Zeit sind Bestrebungen im Gange, die ungenügenden Schutzbestimmungen zu verschärfen und besondere Naturreservate zu schaffen. Grosse Bedeutung kommt der Unterbindung des illegalen Handels zu. Da alte Tiere schwer zu fangen und zu halten sind, töten Eingeborene die Muttertiere und schmuggeln die Jungen nach Singapur, wo sie diese im Schwarzhandel teuer verkaufen. Der unsachgemässen Behandlung erliegen viele Jungtiere. Auf jeden überlebenden Orang entfallen drei bis fünf getötete.

Die von den Regierungen beschlagnahmten Schwarzhandeltiere werden wieder an das Leben im Urwald zurückgewöhnt. Die Betreuung dauert mehrere Jahre, weil die hilflosen Jungtiere allein im Urwald verloren sind. Bei dieser Gelegenheit können wichtige Beobachtungen über das Verhalten gemacht werden. Die internationale Union der Zoodirektoren hat beschlossen, Orang-Utans nur noch zum Aufbau von Zuchtgruppen einzuführen und Tiere nicht auf illegalem Weg zu beziehen. Trotzdem werden noch grosse Anstrengungen nötig sein, um den Orang-Utan endgültig vor dem Aussterben zu retten.

nen Finger in die Kanne, um zu fühlen, ob er noch heiß sei. Die untere Hälfte des Wassers, das in einer Karaffe auf dem Tisch stand, war braun wie Sand.

Jedermann litt unter Durchfall. Eine Ärztin in Rio hatte mir dagegen ein Mittel geschenkt, von dem ich auf diesem Schiff Gebrauch machte. Leider offerierte ich davon einer netten älteren Frau. Erst als sie von ihrem «prisoa de ventre» sprach, merkte ich, daß sie gerade das Gegenteil von uns ändern hatte. Mir aber schien nach diesen und anderen Reisen, ich habe unwahrscheinlich Glück gehabt, daß ich nie eine Tropenkrankheit aufgelesen habe.

Unheimliche Situationen

Ich sage mir: wenn etwas passieren muß, passiert es. Sonst hätte ich mich auch nicht in den Urwald gewagt und zu den Garimpeiros, den Goldsuchern und Kautschukgewinnern. Manche Nacht habe ich allein in Indianerhütten verbracht. Manche bestanden bloß aus einem Dach. Die Palmgeflechte sind oft wahre Kunstwerke.

Einmal starb ein Kind, als ich in einer solchen Siedlung weilte. Eine junge Indianerfrau, mit der ich mich angefreundet hatte, bemerkte zu mir bloß, es sei jemand ins Jenseits gegangen. Sie sagte nicht wer, der bösen Geister wegen, und teilte mir mit: «Wir werden weiter wandern bis dahin, wo uns der ‚Cacique‘ (Häuptling) befiehlt. Unsere ganze Siedlung werden wir verbrennen und flußaufwärts einen neuen Siedlungsplatz suchen.» Am nächsten Morgen lag Rauch in der Luft, und da sah ich sie kommen im Gänsemarsch: voraus ein paar Männer mit ihren Waffen, dann Frauen und Kinder, Kochgeräte und Spielzeug tragend, daneben die Hunde. Den Schluß bildeten ein paar Männer. Alle winkten mir, und so nahmen sie wortlos Abschied.

Stets hatte es in den Hütten allerlei Getier: oft in den Ecken große Kröten, Spinnen und Ratten, die man zuerst nach Möglichkeit zu vertreiben sucht. Einmal hörte ich in der Nacht, wie sich ein Tier an der Hütte rieb. Am Morgen stellten wir Jaguar-Spuren fest. Glücklicherweise hat dieses in Südamerika verbreitete Tier mehr Angst vor den Menschen als diese vor ihm.

Im Krüger-Nationalpark in Südafrika ging ich einmal gemächlich auf einer Straße. Als ich um eine Biegung kam, spielten wenige Meter vor mir sieben Löwen mitten auf dem Weg. Ich stand wie angewur-

zelt – eine halbe Minute, eine halbe Stunde, ich weiß es heute noch nicht. Schließlich witterten sie mich. Die Mutter gab jedem Jungen einen Schups, so daß sie seitwärts im hohen gelben Gras verschwanden. Die Alten sicherten und gingen dann ihrerseits in Deckung. Aber auch ich rannte jetzt zu meinem Auto zurück in Sicherheit. Es soll mir niemand, der nicht gerade Löwenjäger ist, erzählen, er habe in einem solchen Augenblick nicht Angst. Der gute Rat, wenn man angegriffen werde, auf einen Baum zu klettern, ist teuer. Erstens war da kein Baum. Zweitens haben meine Beine so gezittert, daß ich nicht hätte klettern können. Es gibt nur eines: keine Bewegung, sonst fallen einen die Tiere an. Nun, ich war ohnehin starr vor Schreck.

Im Urwald habe ich manchmal mehrere Kilometer allein zurückgelegt. Oft beschlich mich ein unheimliches Gefühl, ich habe mich aber nie eigentlich verirrt. Am ungemütlichsten war mir zumute, als ich im Mato Grosso Gold- und Diamantensucher besuchen wollte. Ich hatte einen Platz auf einem Camion gemietet und zum voraus die Rückfahrt bezahlt. Das war ein Fehler. In der Nähe eines Flusses luden mich der Fahrer und sein Begleiter ab, bemerkten, am anderen Ufer hausten die Garimpeiros, und fuhren davon.

Da war ich nun, mutterseelenallein, hinter mir eine Einöde, vor mir der Fluß. Weit und breit war keine Brücke. Mein Gepäck bestand aus ganz wenigen Kleidungsstücken – alles Sachen, die man nicht bügeln muß. Es ist nötig, täglich mehrmals die Kleider zu wechseln, weil alles immer naß ist in dem feuchten Klima. Oft hatte ich auf solchen Reisen tagelang nichts zu essen, mußte sogar Wasser aus Flüssen und Tümpeln trinken und wurde arg von Moskitos geplagt.

Ich wußte nicht, wo man durch den Fluß gehen konnte. Zudem war das gefährlich so ganz allein, wegen der Krokodile und Piranhas. Immer sehe ich jene brasilianische Bekannte vor mir, die einmal in einem Fluß badete und mir plötzlich angsterfüllt zurief: «Kommen Sie nicht! Kommen Sie nicht ins Wasser!» Sie hatte Piranhas erblickt. Sie hatte eine frisch vernarbte kleine Wunde, und Blut zieht diese gräßlichen Tiere an. Von einem Opfer, das sie mit ihrem langen, scharfen Zahn verletzt haben, lassen sie nicht mehr ab. Alles färbt sich dann rot, und man kommt nicht lebendig davon. Mensch und Tier ist innert Minuten von den Piranhas bis auf die Knochen gefressen.

Bücher,



die zu reden geben

So erschrak ich keineswegs, sondern war sehr froh, als nun plötzlich zwei Neger grinsend vor mir standen. Sie hatten mich wohl von ferne erblickt und eine unerwartete Verdienstmöglichkeit gewittert. Nun ging der eine mit dem Stecken voran, und der andere trug meine Sachen, während ich durch den Fluß watete.

Wirklich verletzt wurde ich ein einziges Mal – am öffentlichen Badestrand von Durban in Südafrika. Ich sah und hörte wohl die Männer, die laut rufend dem Meer entlang auf und ab liefen. Später erklärte man mir, dies seien «lifesavers» und sie hätten geschrien: «Gehen Sie nicht ins Wasser!» Ich hatte darauf nicht geachtet. Kaum war ich im Wasser, spürte ich einen Stich am Bein, schwamm aber noch etwas hinaus. Da befahl mich eine Lähmung, die sich allmählich auf Oberschenkel und Hüfte ausdehnte. Es gelang mir gerade noch an Land zu kommen. Zwei Damen halfen mir, hießen mich ganz ruhig hinliegen, holten die «life-savers» und einen Taxi.

Dieses rasche Eingreifen rettete mich. Ich war durch eine der gefürchteten «blue-bottles», eine Art Qualle, gestochen worden. Im Hotel verschrieb mir der Arzt strengste Bettruhe und viel Wärme. Ich hatte scheußliche Schmerzen, und erst allmählich konnte ich wieder normal gehen.

Die Frau, die bei den Indianern war

Oft fragte man mich: «Warum erzählen Sie nicht öffentlich von Ihren Reisen?» Nun, geschrieben hatte ich schon in der Schule gern. Und so begann ich denn Aufsätze zu veröffentlichen. Es kamen auch drei Hefte im Schweizerischen Jugendschriften-Werk heraus. Ich schrieb für den Pestalozzi-Kalender, den Helveticus, in Kinderzeitschriften und Beilagen. Doch sprechen in der Öffentlichkeit! Mir schien, da würde ich sterben vor Angst. Es war aber wie mit dem Reisen. Seither habe ich mit Freude unzählige Vorträge gehalten, in sieben Sprachen und manchmal vor über tausend Zuhörern.

Den ersten Vortrag hielt ich im Waisenhaus Bern, weil ich dachte, damit könne ich diesen armen Kindern eine Freude machen. Daher lehnte ich auch das bescheidene Honorar ab. Groß war mein Erstaunen, als mir mancher Bekannte sagte, das Berner Waisenhaus sei sehr reich. Wichtig war, daß der Vortrag über Erwarten gelang. Ich habe einfach zu erzählen

Margaret Millar: **Die Feindin**. Diogenes, Zürich. 342 S. Margaret Millar ist eine Entdeckung auf dem Gebiet der Unterhaltungsliteratur. Ihr Roman zeichnet die Möglichkeiten und Grenzen des einzelnen Menschen in der kleinen Gesellschaft eines amerikanischen Vorortes auf, in der ein Kind zum Richter über die Erwachsenen wird. Die Autorin entwirft dabei ein Bild der modernen Ehe, das zu denken gibt. Ein wirklich hervorragender und spannender Roman – ich habe ihn in einem Zuge gelesen. Gottfried Bürgin

Hans Flück: **Unsere Heilpflanzen**, Ott, Thun. 184 S., 152 farbige Abb. Das Buch enthält eine Liste aller Pflanzen der Schweiz mit Arzneibedeutung. Die einwandfreie botanische Beschreibung, die Angaben über Wirkstoffe und deren Verwendung sind von geglückten farbigen Illustrationen begleitet. Die wichtigsten Angaben über eine Pflanze sind jeweils auf einer Seite zusammengestellt. Ferner weist der Band einen Erntekalender, ein Register von Krankheiten, die sich mit Arzneipflanzen behandeln lassen, und eine allgemeine kritische Theorie über Wirkstoffgruppen auf. Bei jeder Pflanze ist angegeben, wie der Laie sie im Krankheitsfall anwenden darf und soll. Das gut verständliche Taschennachschlagewerk eignet sich für den Sammler solcher Pflanzen, für den an echter Volksmedizin Interessierten und nicht zuletzt für den Liebhaberbotaniker. Ulrich Gasser

Hesba F. Brinsmead: **Das Mädchen und der blaue Kranich**. Überreuter, Wien-Heidelberg. 255 S. Ein Mädchenbuch von seltener Feinheit. Das Mädchen Ryl erbt zusammen mit ihrem alten Grossvater eine Farm, die der verstorbene Vater bewirtschaftet hat. Sie findet zum ersten Mal ein richtiges Heim und lernt im Umgang mit gleichaltrigen farbigen und weissen Kameraden das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden. Australien erscheint aus der Sicht von Eingeborenen. Jüngere Leserinnen (ab 13 Jahren) geniessen die hübsche Erzählung; die älteren setzen sich mit den aktuellen Problemen auseinander. Elisabeth Weilenmann-Fehr

begonnen von Afrika, Japan und China. Alles war mäuschenstill. Ich merkte selber nicht, wie die Zeit verging. Auf einmal hieß es: Wir müssen aufhören, die Kinder müssen ins Bett.

Viele Vorträge halte ich gratis: für Arme, Blinde, Gebrechliche und in Berggegenden. Das ist ein sehr dankbares Publikum. Wenn Bergkinder zusammengepfert in einer kleinen Schulstube sitzen, braucht es viel, bis alle still sind. Aber dann... Ein Lehrer sagte mir einmal: «Wenn wir jemand Berühmtes haben, der einen schönen, ausgefeilten intellektuellen Vortrag hält, haben wir Mühe, die Kinder ruhig zu halten. Bei Ihnen jedoch schnaufen sie fast nicht mehr. Und am Schluß bringen wir sie kaum mehr aus der Stube!» Manchmal mußte ich volle zwei Stunden reden, und die Kinder wollten immer noch mehr hören.

Wenn ich Erstkläßlern von meinen Begegnungen mit Löwen berichtete, hielten sie den Atem an, manche bohrten vor Spannung im Näschen, und ein paar Buben ahmten sogar den König der Wildnis nach. Oft mußte ich zur Beruhigung einfügen: «Aber seht, die Löwen haben mich nicht gefressen!»

Bei den größeren Kindern sprach ich von den Menschen in allen fünf Erdteilen. Dazu nahm ich meistens Gegenstände mit. So zum Beispiel einen Klumpen Golderz von einer Mine in Südafrika, die ich als Frau – eine große Ausnahme – besuchen durfte. Oder ich zeigte Reisschalen und Eßstäbchen, japanische und chinesische Kleider. So kann ich anhand eines Paar Getas erklären, daß man nach alter japanischer Sitte kein Haus in Schuhen betritt. Der Geta ist wie ein Zoccoli, nur etwas breiter. Er hat ein hölzernes Untergestell mit einem breiten Absatz. Dieser ist beim Regen-Geta doppelt so hoch, damit der Kimono nicht bespritzt werde. Bänder, aus geflochtenem Stroh oder Baumwolle sorgen dafür, daß der Schuh am Fuß hält und man doch einfach schnell herausschlüpfen kann. Reiche Frauen tragen lackierte Getas mit Schlaufen aus Brokat oder Seide. Wenn ich dann von japanischen oder südamerikanischen Tänzen erzählte, wollten Schulkinder oft, daß ich vortanze. So weit habe ich es jedoch nicht gebracht.

Mehrmals kamen auch Kinder auf dem Büro der Volkshochschule Zürich vorbei mit der Bitte, die Frau zu sehen, die bei den Indianern war. Sie hatten wohl zuhause im Kursprogramm der Eltern von meinen Vorträgen gelesen. Jüngere Schulkinder wa-

ren jeweils enttäuscht, daß ich keine Federn auf dem Kopf trug und aussah wie sie. Ich begeisterte sie aber damit, daß ich die Geräusche und die Mimik wilder Tiere nachahmte.

Auch Universitäten, Museen, Frauenvereine, Clubs und Vereinigungen wollten von meinen Erlebnissen hören. Mein Publikum war immer reizend und verwöhnte mich sehr. Ich rede stets frei, ohne jede Notiz. So bin ich jeweilen nicht «hier», sondern selber ganz weit fort auf der Reise und kann zugleich die Zuhörer mitreißen und ganz nach deren Wunsch erzählen. In der Deutschschweiz rede ich wenn immer möglich Schweizerdeutsch. Manches läßt sich so besser, netter und gemütlicher sagen als auf Schriftdeutsch.

Bei Robinson Crusoe

Eines meiner liebsten Stücke ist der Mohai von der Osterinsel: ein kleines, etwa 40 Zentimeter hohes Abbild jener riesigen, 7 bis 21 Meter hohen Steinstatuen, die an einem der Kraterabhänge der 275 Quadratkilometer großen chilenischen Insel stehen. Diese liegt weit draußen im Pazifischen Ozean, und man muß volle acht Tage mit einem Kriegsschiff reisen, um sie von Chile aus zu erreichen. Das Meer hat sich in einen Vulkan-Krater eingefressen, so daß dieser wie ein riesiges Amphitheater aussieht.

An einem Kraterhang sehen die Mohais, zum Andenken an große Verstorbene aus dem Lavagestein herausgehauen, in größeren Abständen wie ein Heer von Riesensoldaten aufs Meer hinaus. Früher haben sie runde Hüte aus roter Lava getragen. Diese sind aber infolge der vielen Erdbeben abgefallen und davongerollt. Deshalb sind auch die meisten Figuren eingesunken, manche umgefallen. Wenn man die Einheimischen fragt, wie diese riesigen Statuen von ihren Vorfahren befördert worden seien, antworten sie ganz natürlich, das hätten die Götter getan.

Die Inselbewohner, die Pasquenser, sind ein fröhliches Völkchen. Als ich ankam, drückte mir eine Frau einen Federhut auf den Kopf. Nach einer Stunde schnappte sie ihn mir aber wieder weg. Vergebens versuchte ich, ihn ihr abzukaufen. Die Frauen sind ganz versessen auf Wäsche und Kleider vom Festland. Der größte Wunsch der Männer ist, von dieser kleinen Insel weg aufs Festland zu gelangen. Deshalb gibt es auf den Schiffen jeweils bei der Abfahrt blinde Passagiere. Meinen Mohai er-

hielt ich gegen eine handgestickte Seidenbluse, von einem Pasquensen, der sie strahlend seiner Frau übergab.

Leider wurde die Lepra aus Haiti eingeschleppt. Erschütternd war für mich der Anblick dieser Kranken in der Lepra-Siedlung, etwa fünf Kilometer vom Hafen entfernt. Der Bischof von Villarica hielt ihnen eine Messe, und da saßen sie bewegend andächtig, ihre verstummelten Hände mit fehlenden Fingern faltend.

Sie nehmen aber ihre Krankheit nicht so tragisch. Sie tanzten und sangen für uns. Zunächst hatten wir übrigens gemeint, die Leprösen seien gar nicht da. Wir sahen nämlich lauter flotte Burschen in schönen weißen Uniformen. Sie hatten diese von der Schiffsbesatzung abgebettelt. Die vierhundert Seekadetten, noch Jünglinge, die an Bord unseres Schiffes waren, hatten die Warnung des Kapitäns in den Wind geschlagen und ließen sich sogar mit leprösen Mädchen ein.

Bei dieser alljährlichen Übungsfahrt der chilenischen Kriegsmarine läuft das Schiff auf der Rückfahrt von der Osterinsel auch die Insel an, auf die, wie es heißt, Robinson Crusoe verschlagen wurde. Das Landen ist so gefährlich, daß die meisten lieber an Bord bleiben. Das kleine Boot, das für die Landung heruntergelassen wurde, schoß auf den Riesenwellen hin und her. Als es oben auf einem Wellenkamm war, mußten jeweils einige von uns hinunterspringen. Der Kapitän wartete zwanzig Minuten, bis er es wagte. All das ging unter viel Geheule und Gebrüll vor sich.

An Land wurde uns ein größeres Felsloch als Robinsons Höhle gezeigt. Sonst sieht man allerdings nichts. Ergiebig war der Fischfang, der die ganze Nacht hindurch betrieben wurde.

Tücher, Spitzen, Figürchen . . .

Allmählich sammelten sich bei mir immer mehr Andenken an. Bald lernte ich das Echte und Wahre erkennen und wich den Läden für die Fremden aus.

Handgewobene bunte Stoffe mit individuellem Muster der Weberin haben es mir besonders angetan, ebenso die bunten Kleidungsstücke und die kleinen, naiven Dekorationen. Auf Märkten im Innern Südamerikas bewunderte ich die herrlichen Muster der Kopftücher und Ponchos, auf denen Indio-Frauen

Früchte und Gemüse ausbreiteten. Ich erstand sie schmutzig, wie sie waren. Die Technik, das Zickzackmuster, Linien- oder Tier-Ornamente, die Zusammenstellung der saftigen Farben – rot-blau-grün oder rot-schwarz oder braun-gelb – wechseln von Tuch zu Tuch. Nie tun sich die Farben weh. Die Tücher finden vielfache Verwendung: am Kopf, am Körper, zum Tragen der Kinder, gegen Regen und Sonne, zum darauf Schlafen und eben auf dem Markt.

Nañduty-Spitzen, die man heute bei weitem nicht mehr in dieser Feinheit kaufen kann, habe ich in Paraguay bei alten Frauen gefunden, die noch die herrliche Kunst des Herstellens dieser «Spinnweben» kannten. Die Frauen sitzen vor ihren Häusern. Jede hat eine Art kleines Kissen und ganz feine Nadeln und verfertigt ihre Spitzen: für kleine Tüchlein, Untersätze, Tischtücher in allen Formen. Der Mann trinkt Mate, ißt, plaudert, spielt Gitarre. Es genügt ihm, Mann zu sein, «ser hombre». Er findet es unter seiner Würde, zu arbeiten. Bei Revolutionen dann allerdings stellt er seinen Mann.

Jüngst war ich zur Einweihung der ersten Schweizerschule in Ghana eingeladen und gelangte auch nach Nigeria. An den politischen Ereignissen, die sich vorbereiteten, kam ich glücklicherweise vorbei. In der Nähe von Accra lernte ich noch einen weißen Häuptling kennen, der mir Thron und Sonnenschirm zeigte, Zeichen seiner Würde, mit denen er in Prozessionen herumgetragen wurde. Der König der Ashanti zeigte mir in Kumasi, im Innern Ghanas, eine Medaille, die er letztes Jahr von einem Besuch beim Papst heimbrachte, ferner Photos von Königin Elisabeth, Prinz Philip und allen englischen Generälen, mit denen er bekannt war.

Zwischen Kumasi und Accra sah ich unter einem alten Baum einen Mann bei einer Beschäftigung, die mich fesselte. Über einem Baumstamm lag ein vier Meter langes Tuch. Er tauchte eine Holzgabel in einen Blechkanister mit schwarzer Naturfarbe und strich damit eine Art Batik auf das Tuch. Der Mann hatte vier bis fünf Zentimeter breite «Kente»-Bänder als Zwischenstücke alle fünfzig Zentimeter mit dem weißen Baumwollstoff, den er jetzt dekorierte, zusammengenäht. Diese «Kente»-Bänder haben besondere Muster je nach der Person und der Sippe, für die sie bestimmt sind, wie die Clan-Zeichen der Schotten.

Bei den Haussas erwarb ich einen Behälter aus

einer langen Kürbisart, außen mit Kerben verziert und zum Teil dunkel-, zum Teil hellbraun gefärbt. Die Haussa-Frauen benützen diese Behälter zum Blaufärben ihrer Hände. Bei einem alten Ashanti-Händler in Kumasi kaufte ich zwei Ashanti-Trommeln und kleine Goldgewichte – anderthalb bis acht Zentimeter hohe Figürchen –, ferner ein «Tschutschu» aus Lagos zum Schutz gegen die Geister.

So wuchs meine Sammlung, die ich schon früh zu sortieren begann, immer mehr an.

Was die Kinder alles wissen wollen

Im Rückblick auf meine Erlebnisse in kleinen Bergdörfern ist in mir der Gedanke an ein Museum für die Jugend gereift, das demnächst in meinem geräumigen Haus in Aarau eröffnet werden soll. Heute schon kommen Schulen und Gruppen bei mir vorbei, ich muß zu allen Gegenständen Erklärungen geben und die Kinder können sich kaum losreißen. In allen Erdteilen sah ich, wie aufgeschlossen das Kind ist, wie es wissen möchte, wie andere Völker leben. Vor allem interessiert es sich für die andern Kinder.

Da sind die vielen kleinen Tierchen, wie sie die Indios in Südamerika herstellen, auf denen man pfeifen kann oder in deren Innern ein paar Körnchen rasseln, die dem Kleinkind als Zeitvertreib dienen. Das kleine Totenköpfchen aus Zucker habe ich am 1. und 2. November gekauft, an denen man auf allen Friedhöfen Mexicos mit den Toten zusammen feiert. Da werden auch kleine Zucker- und Schokolade-Särglein sowie Skelette aus Marzipan mit großem Vergnügen verspeist.

Ich zeige den Kindern auch ganz einfache kleine Boote aus Holz, die ich von Kindern aus Südamerika bekam, oder Puppen, die aus einem geraden Hölzli und vielleicht noch einem zweiten für die Arme bestehen. Auch von Schweizer Kindern bekam ich solche Gegenstände. Im Grund spielt jedes Kind auf der Welt mit den gleichen Sachen.

Meine kleinen Zuhörer wollen wissen, wie die Kinder in anderen Ländern aussehen, wie sie wohnen, was sie lernen müssen und wie die Lehrer sind. Auch bei den Indianern gibt es Schulen. Man sitzt im Kreis, und ein Stammesältester erzählt. Oder ein paar Männer nehmen Buben mit, um ihnen zu zeigen, wie man eine Hütte baut, welche Pfeile man für die Fischjagd, welche man für Vögel, für Jaguare,

für Kleinwild verwendet und wie. Die Vögel will man häufig nur bewußtlos machen, um ihnen die Federn für den Kopfschmuck auszureißen. Die Kinder interessieren sich auch dafür, wie man möglichst lautlos durch den Urwald geht, um die Tiere nicht zu erschrecken, die größeren für die Mannbarkeitsriten, die Mutproben, das Tätowieren der von einem Trunk nur leicht betäubten Knaben mit glühenden Nadeln usw.

In allen Erdteilen konnten die Kinder nicht genug hören, wie unsere Schweizer Jugend lebt, lernt und sich auf ihre Zukunft vorbereitet. Überall haben mir Kinder Zeichnungen geschenkt, herrliche, frische Dokumente einer ursprünglichen Phantasie, kühn in Farbe und Komposition. Im Gran Chaco leben Hutterianer, eine religiöse Gemeinschaft, darunter Deutsche, Holländer und viele Schweizer. Sie essen gemeinsam und erziehen die Kinder im Hort. Die Männer tragen Bärte, die Frauen sind alle berufstätig. Bei meinem Besuch kamen die Sprößlinge auf mich zu und jeder kramte etwas aus seiner Hosentasche, damit ich in den Ländern, aus denen ihre Familien herkamen, den Kindern besser erklären könne, wie sie da in Steppe und Urwald lebten. Einmal klaubte ein Bub mühsam ein Straußenei aus seiner Tasche; ich nahm es mit, wohlverpackt – leider ging es auf der langen Reise in Brüche. Ein anderer Bub wollte mir eine der großen giftigen Springspinnen mitgeben, aber nicht einmal in Spiritus wollte ich dieses Tier in meinem Koffer haben.

Eine freudige Überraschung war es für mich, daß die Kinder in dieser abgelegenen Gegend auch den Pestalozzikalender und die SJW-Hefte kannten. Ebenso interessieren sich unsere Schweizer Kinder für typische Kinderbücher aus aller Welt, wie ich sie ebenfalls sammle und im Museum als kleine Bibliothek zeigen will.

Weltoffen soll die Jugend unserer Zukunft werden, offen für Freuden und Leiden anderer Völker, hilfsbereit – wie ich unsere Schweizer Kinder schon oft erlebte, wenn sie von meinen Siedlungen für die Allerärmsten in Indien und in Neuseeland hörten und sich spontan als freiwillige Hilfskräfte meldeten.

Um die Kinder zu fesseln, braucht es Gegenstände, die selber ihre Geschichte erzählen. Diesem Wissensdurst entgegenzukommen scheint mir eine besonders sinnvolle Art, die Völkerverständigung zu fördern. Man muß sich kennen, um sich lieben und respektieren zu lernen.